

Reflexionen über die lebendig werdende Sprache anhand eines Verses von Claude Vigée

Helmut Pillau

Bei meiner Lektüre eines titellosen Gedichtes aus der Gedichtsammlung *Noyau pulsant* von Claude Vigée¹ blieb ich bei den ersten beiden Zeilen des Gedichts hängen: „Ma langue est le couteau /qui dégage la stèle.“² Was allgemein als Sprache gilt, ist demnach noch nicht Sprache in Vigées Sinne. Um dazu, also einer eigenen und lebendigen Sprache zu werden, müsste sie sich anscheinend erst aus ihrem Normalzustand, demjenigen einer unbeschränkten Ausnutzbarkeit, lösen. Sie müsste darüber hinauskommen, sich willig Fesseln anlegen zu lassen und sich auf ihre genuinen Möglichkeiten besinnen. Mein Interesse daran, mir über diese poetologische Deklaration Klarheit zu verschaffen, brachte mich dazu, das Gedicht selbst zunächst einmal zur Seite zu legen und stattdessen ausführlich über den Vers zu reflektieren.

Die Sprache braucht bei Vigée offensichtlich einen Widerstand, um sich entfalten zu können. Bei Stelen („la stèle“) handelt es sich um das Ärgernis, an dem sie sich entzündet. Ihre Erhabenheit, also diejenige von Denkmälern, stört den Dichter und wird insofern zum Geburtshelfer seiner Sprache. Die Erhabenheit provoziert ihn, weil sie zum Verstummen nötigt. Vigée registriert also die Lähmungen, die durch die Würde von Denkmälern hervorgerufen werden. Diese kündigen von einer Vollendung, d. h. einer Überhöhung von Geschichtlichem ins Übergeschichtliche, die nur noch eine ehrfürchtige Bewunderung, aber keine Fragen mehr auslösen soll. Obwohl doch das Monument wie alles andere zeitlich ist, imponiert es durch seinen Anspruch auf Überzeitlichkeit. Dieser Widerspruch mobilisiert die Sprache Vigées. Er spürt, wie durch diese angemäßte Überzeitlichkeit Lebensregungen unterdrückt werden, die den Autoritäten nicht genehm sind. Vigées Sprache oder noch eindrücklicher: seine Zunge verwandelt sich in ein Messer, um diese Autoritäten zu entmachten. Monumente wurden in Vergangenheit zumeist deswegen errichtet, um einen bestimmten geschichtlichen Zustand zu fixieren und die Zeitbewegung durch eine Orientierung auf eine vermeintliche Überzeitlichkeit zu bannen oder zu kanalisieren. Wenn Vigée die Monumente durch seine Sprache demontiert, so sucht er diesen Bann zu lösen und bislang unterdrückte Lebensregungen freizusetzen. Das

¹ Diese Sammlung ist Teil des Gedichtbandes *Delivrance du souffle*, der 1977 bei Flammarion erschienen ist.

² Claude Vigée: *Jusqu' à l' aube future*. Poèmes 1950 – 2015. Peut- être N° 9 2018. Revue poétique & philosophique, S. 282.

Messer, das von der Sprache gehandhabt wird, verliert seine Zerstörungskraft. Statt den Tod zu bringen, entbindet es Leben.

Vigée ist sich der Paradoxie bewusst, dass der Mensch das Element, in dem er sich entfalten könnte, eher scheut. So gut man sich dabei fühlt, beim eigenen Tun von einer Strömung getragen zu werden, so sehr scheut man aber auch die immanente, von einem selbst nicht mehr kontrollierbare Dynamik dieser Strömung. Es irritiert einen, die Kraft, von der man doch getragen wird, nicht in der eigenen Hand zu haben. Spielball unkontrollierbarer Mächte zu sein, widerspricht dem menschlichen Selbstverständnis. Deswegen strebt man dazu, die Kraft, die doch den Panzer des eigenen Selbst aufbrechen könnte, in den Griff zu bekommen. Damit würde man sie aber nur hemmen, gar ersticken.

Da dem Menschen das, was ihm zufällt, nicht ganz geheuer ist, meint er es zu einem Moment innerhalb von Zusammenhängen machen zu müssen, die er selbst kontrolliert. Durch diese Verwandlung eines lebendigen Dings in ein sprachliches Zeichen hat zwar das Ding für den Menschen seine Fremdheit verloren, ist aber auch leblos geworden. Wenn Vigée von den Stelen spricht, die er mit Hilfe seiner Sprache demontieren möchte, so hat er dabei auch diese Zweischneidigkeit des Begriffs, den man sich von den Dingen macht, im Auge. So wie der überzeitliche Glanz der Stele vom Tod eines Lebewesens zeugt, so zeugt der Begriff mit seiner Klarheit vom Tod des begriffenen Dings. Klar wurde es aber nicht deswegen, weil es mit seiner Fülle zur Geltung kommen konnte, sondern nur deswegen, weil es in eigenen Horizont eingepasst wurde.

Aus der Sicht Vigées handelt es sich bei der konventionellen Sprache insofern um eine Blockierung von Sprache, als sie durch die Festlegung auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten abweichende Wahrnehmungen unterdrückt. Ihr Statur gewinnt sie wesentlich durch ein Verschweigen, ein Ausklammern. Die Sprache gerät in den Bann gerade dominanter Interessen, wobei diese Dominanz die ideologische Form allgemeingültiger Wahrheiten annimmt. Indem Vigées Sprache die unterdrückten Wahrnehmungen im Widerstand gegen die Festlegungen – sei's diejenige allgemeingültiger Wahrheiten, sei's diejenige einer begrifflichen Eindeutigkeit – zum Durchbruch verhilft, wirkt sie subversiv. Unwiderstehlich wird sie, weil man durch sie plötzlich eine Lebendigkeit erfährt, die einem bislang, durch die internen Schranken der Sprache, vorenthalten wurde.

Die Sprache verwirklicht sich nach Vigée, indem sie sich verzeitlicht. Ihre Stärke liegt darin, die Zukunft, die der Gegenwart innewohnt, zu entbinden. Eben dadurch wird sie lebendig. Sie liegt ständig in Widerstreit mit dem menschlichen Bestreben, das Lebendige zu beherrschen.

Während der rationale Diskurs auf der Unterscheidung zwischen dem Hellen und dem Dunklen beruht, setzt sich die lebendige Sprache souverän über diese Unterscheidung hinweg. Die Unterscheidung der Psychoanalyse zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten entfällt deswegen für die lebendige Sprache, weil diese Unterscheidung auf einem verkappten Absolutismus des Ich fußt – etwa: wo Es war, soll Ich werden –, den die lebendige Sprache gerade verabschiedet. Während die Psychoanalyse das Ich durch das Bewusstmachen des Verdrängten zu stabilisieren sucht, sucht die lebendige Sprache das Ich in Bewegung zu bringen. Es soll nicht für seine Gegenwart bereit gemacht werden, sondern für das, was noch kommt, für seine Zukunft.

Die lebendige Sprache überwindet die Angst, das Ding dann zu verlieren, wenn man es nicht mehr festhält. Durch sie erfährt man, es gerade durch seine Freigabe gewinnen zu können.

Das lebendige Wort widerlegt die erkenntnistheoretische Prämisse, wonach ein Ding erst dann erkannt werden kann, wenn es von Anderem isoliert wird. Ein neuer Zugang zum Ding wird möglich: Das lebendige Wort verzichtet auf die Isolation des Dings und vergegenwärtigt es stattdessen in seinem Drang zu Anderem hin, das seine Erstarrung verhindert. Obwohl das Ding damit dem menschlichen Zugriff entzogen wird, kommt es dem Menschen doch nahe. Das lebendige Wort schreckt nicht wie der analysierende Verstand vor dem Nichtidentischen im Ding zurück. Das Ding lebt gut davon, zugleich es selbst und sein Gegenteil zu sein. Statt dazu aufzufordern, die Identität des Dings zu fixieren, lädt das lebendige Wort dazu ein, sich in das Werden des Dings hineinzusetzen. Die Stelen würden dagegen dieses Werden als Verletzung seiner überzeitlichen Hoheit liquidieren. Indem die lebendige Sprache die Stelen demontiert, verhilft sie dem unterdrückten Werden zum Durchbruch. So wie sie die Zeitlichkeit von den Zwängen der Überzeitlichkeit erlöst, so befreit sie umgekehrt die Überzeitlichkeit aus den Niederungen der Zeitlichkeit.